

Kontinuität und Diskontinuität: Selbstreflexivität als soziales Erbe der Migration

Lutz, Helma

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lutz, H. (1997). Kontinuität und Diskontinuität: Selbstreflexivität als soziales Erbe der Migration. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften ; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Oktober 1996 in Dresden ; Band 2: Sektionen, Arbeitsgruppen, Foren, Fedor-Stepun-Tagung* (S. 68-72). Opladen: Westdt. Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-139484>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

re Merkmale in Erscheinung, die sich um eine mangelnde Authentizität und lebensweltliche Sinnverluste zentrieren.

Literatur

- Beck, Ulrich 1986, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre 1982, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.
- Faust, Michael/Jauch, Peter/Deutschmann, Christoph 1994, Mittlere und untere Vorgesetzte in der Industrie: Opfer der »schlanken Produktion«? In: Industrielle Beziehungen, Jg. 1/Heft 2: 107-131.
- Giegel, Hans-Joachim 1995, Strukturmerkmale einer Erfolgskarriere. In: Fischer-Rosenthal, Wolfgang/Alheit, Peter (Hg.), Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen: 213-231.
- Hartmann, Michael 1995, Deutsche Topmanager. Klassenspezifischer Habitus als Karrierebasis. In: Soziale Welt 46: 440-468.
- Liebau, Eckart 1982: Der Habitus der Ökonomen. Über Arbeitgebererwartungen an Hochschulabsolventen der Wirtschaftswissenschaften, Arbeitspapier des Wissenschaftlichen Zentrums für Berufs- und Hochschulforschung an der Gesamthochschule Kassel.
- Oevermann, Ulrich/Allert, Tilman/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen 1979, Die Methodologie einer 'objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: 352-434.
- Rosenthal, Gabriele 1995, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M.-New York.
- Weber, Claudia 1993, Welche Maske zu welcher Gelegenheit? Anmerkungen zur Debatte um Frauen und Management. In: Müller-Jentsch, Walther (Hg.): Profitable Ethik – effiziente Kultur. Neue Sinnstiftungen durch das Management? München-Mering: 209-228.

Dr. Gerhard Jost, Institut für Allgemeine Soziologie und Wirtschaftssoziologie, Wirtschaftsuniversität Wien, Augasse 2-6, A-1090 Wien

5. Kontinuität und Diskontinuität: Selbst-Reflexivität als soziales Erbe der Migration

Helma Lutz

1. Zweifel

Ulrich Beck hat sich kürzlich mit der Neufassung des Autonomie-Begriffs in der Gesellschaft des 21. Jahrhunderts beschäftigt (Beck 1996). Seiner Meinung nach muß ein neues Leitmotiv jenes Credo übersteigen, das sich in westlichen Gesellschaften seit der Renaissance entwickelt hat: Descartes' *cogito ergo sum* ersetzt er durch *dubito, ergo sum*. Ich zweifle, also bin ich. (a.a.O.)

Zweifel ist eine neue Dimension seiner Analyse der Moderne als dreifache Individualisierung, die sich im Feld konträrer Muster vollzieht, zwischen Ermöglichung und Zwang,

zwischen neuen Freiheiten und neuen Verunsicherungen. Resultat dieser neuen opportunity structures ist unter anderem die Entstehung einer »Wahlbiographie« (Beck 1986: 206). Nun ist die These der dreifachen Individualisierung zu Recht kritisiert worden, allerdings eröffnet Beck mit der Einführung des Zweifels (bei ihm ein normatives Desiderat) auch neue Analysemöglichkeiten. Aus der Perspektive des Schriftstellers Salman Rushdie ist Becks Vorschlag keineswegs Vision oder Illusion, sondern bereits heute die de facto Beschreibung eines Identitätszustandes von Millionen von Menschen:

»Mir scheint, daß die zentrale Existenzweise eines menschlichen Wesens im zwanzigsten Jahrhundert der Zweifel ist. Alles wird überspült durch Zweifel und Unsicherheit« (Rushdie in: Haleber 1989: 15)

In Rushdies Romanen und Essays sind Zweifel und Unsicherheit feste Begleiter von Migranten, und Migranten sind per definitionem Zweifler. Rushdie versucht den Blick für die neuen internationalisierten Lebensformen der Migranten zu öffnen. Er meint damit Lebensformen, die sich durch Labilität identitätsgenerierender Faktoren und sozialer Sicherheiten auszeichnen, und bewirken, daß der Alltag von Menschen jeweils abhängig vom spezifischen Ort und Kontext reorganisiert werden muß. So entsteht eine Biographie auf Zeit. Fassen wir Rushdie und Beck hier zusammen, dann kann man sie als einen Aufruf zu empirischer Forschung verstehen, zur Erforschung biographischer Handlungsmuster und -horizonte bei Menschen, die migrationsspezifische geographische und soziale Diskontinuitäten biographisch integrieren müssen. Im folgenden will ich der Frage nachgehen, wie sich Migration, Risiko und Biographie auf Zeit im Leben einer Migrantin darstellt. Diese Falldarstellung entnehme ich meiner Studie »Levensloop en beroeps carrière. Surinaamse vrouwen en hun dochters« (Lebenslauf und Berufskarriere. Surinamische Frauen und ihre Töchter). 1992 und 1993 wurden biographische Interviews mit zwanzig Mutter-Tochter-Paaren in verschiedenen niederländischen (Groß-)Städten durchgeführt (Lutz 1994, 1995b, 1997). Interviewpartnerinnen wurden selektiert bei den zwei größten ethnischen Gruppen der surinamischen Immigrantengemeinde, der Gruppe der Creolen und der Hindustaner (zur niederländischen Einwanderungsgesellschaft siehe Lutz, 1995a; Leiprecht und Lutz 1996).

2. Migration, Risiko, Biographie auf Zeit

Frau D. ist eine hindustanische Surinamerin. Ihre Familie gehörte zur Gemeinschaft der aus British Indien von den niederländischen Kolonisatoren für das damalige niederländisch Guyana angeworbenen Kontraktarbeitern. Diese sogenannten Hindustaner wurden nach der Einstellung der Sklavenökonomie, 1863, für die Plantagenarbeit angeworben. Zwischen 1873 und 1916 erreichten etwa 35.000 Hindustanern das südamerikanische Land; davon kehrten ca. 11.000 zurück nach Indien. Heute ist die hindustanische Gemeinschaft die größte ethnische Gruppe im multi-ethnischen Surinam; von den 280.000 Surinamern in den Niederlanden ist mehr als ein Drittel Hindustani. Die Hindustaner übernahmen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht nur die ehemals durch Sklaven verrichtete Landarbeit, sondern auch deren Platz in der sozialen Hierarchie des Landes. Hindustaner bekamen erst nach dem Zweiten Weltkrieg das Wahlrecht, und der Schulbesuch der Kinder wurde auf die

hindustanische Grundschule beschränkt. Weiterführende Schulen wurden von christlichen Gruppierungen geleitet. Hindustanische Eltern, die ihren Kindern einen weiterführenden Schulbesuch ermöglichen wollten, ließen sie taufen und schickten sie auf christliche Schulen.

Frau D. wurde 1941 auf einer Zuckerplantage in Surinam als Älteste von 8 Kindern geboren. Zusammen mit ihrem ältesten Bruder wurde sie nach der Grundschule auf ein katholisches Internat in die Hauptstadt Paramaribo geschickt, die sie mit dem Mittelschuldiplom abschloß und sich anschließend zur Krankenschwester ausbilden ließ. Mit 23 Jahren heiratete sie einen hindustanischen Mann und bekam drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. Während Frau D. weiterhin ihren Beruf ausübte wurden ihre Kinder tagsüber von Familienangehörigen betreut. 1969, 6 Jahre vor der Unabhängigkeit und Entstehung des Nationalstaats Surinam, verließ sie mit ihrem Mann und den beiden ältesten Kindern das Land und zog in die Niederlande. Sie ließ ihre jüngste Tochter, Sangeeta, die 6 Monate alt war in der Obhut ihrer Mutter in Paramaribo; Sangeeta kam erst mit 4 Jahren in die Niederlande. Familie D. zog in eine kleine Stadt im Norden des Landes später in die städtische Ballungszone, in die Nähe von Familienmitgliedern, die Kinder wurden eingeschult und das Ehepaar fand unmittelbar nach der Ankunft Arbeit. Ende der 70er Jahre wurde Herr D. krank und mußte seinen Arbeitsplatz aufgeben. Er leidet seitdem an Klaustrophobie. Nachdem auch der Umzug in ein Haus am Stadtrand nicht half, wurde der Beschluß gefaßt, mit der gesamten Familie nach Surinam zurückzukehren. Wegen der unsicheren politischen Situation in Surinam, wurde der Beschluß erst 1985 in die Tat umgesetzt. Frau D. hatte die Übersiedlung beruflich gut vorbereitet, indem sie sich für fünf Jahre beim dortigen akademischen Krankenhaus verpflichtete. Auch Herr D. baute sich eine neue Existenz als Selbständiger auf. Die Übersiedlung war von allen Beteiligten als endgültig geplant. Dennoch entschloß sich Frau D., unmittelbar nach Ablauf ihres Vertrag wieder in die Niederlande zurückzukehren. Ihre älteste Tochter hatte mittlerweile in den Niederlanden ein Studium begonnen; die jüngste Tochter Sangeeta begleitete ihre Mutter und wohnt noch heute bei ihr, ebenso der Sohn, der ein Jahr später eine Surinamerin geheiratet hatte und mit ihr zusammen zu Studienzwecken in die Niederlande zurückkam. Herr D. blieb allein in Surinam zurück. Frau D. die mittlerweile eine erfahrene Dialyseexpertin ist, nimmt gerne berufliche Aufträge an, die sie in die Karibik führen, z.B. den Aufbau oder die Supervision eines Dialysezentrums. Im Zuge dieser Tätigkeiten besucht sie ihren Mann und kann auf diese Weise mehr als einmal im Jahr mit ihm zusammensein. Das Ehepaar ist nicht geschieden und Frau D. plant, nach ihrer Pensionierung zu ihm zu ziehen.

Die Interpretation der Lebensgeschichte von Frau D. verdeutlicht erst einmal die *Zufälligkeit* von Diskontinuitäten: es gab keinen *Masterplan* bei der Migrationsbewegung der Surinamer. Wie viele andere verließen die D.s ihre Heimat, weil sie jung waren und »sich weiter entwickeln wollten«, wie Frau D. sagt. Zum einen war da die Tatsache, daß Migration in allen Gesellschaften der Karibik als Voraussetzung für soziale Mobilität überhaupt angesehen wird (siehe Chamberlain 1994) und Migration eben ein soziales Erbe der Familie D. war: die Großeltern waren aus Indien nach Niederländisch Guyana gefahren, und die Enkel setzten diese Tradition fort. Zum anderen war die Wanderung für die Ds ursprünglich nichts anderes als eine »interne Migration«, von einem Teil des Königreiches in einen ande-

ren, in das Mutterland, in das sie auf allen institutionellen Ebenen eingebunden waren. Erst nach ihrem Umzug wurde ihnen klar, daß diese Sicht von den eingesessenen Niederländern nicht geteilt wurde – für diese waren Surinamer »Fremde«. Die Ds dagegen hatten eher den Eindruck, daß sie dem *Zeitgeist* folgten:

»Wir hatten es eigentlich gut in Surinam und ich wollte eigentlich auch nicht weggehen. Aber plötzlich strömten alle nach Holland.«

Wie bei so vielen Migrationsbewegungen wurden auch in diesem Falle diejenigen zu Vorläufern, die sich durch eine große Risikobereitschaft auszeichneten.

Zweitens ist diese Lebensgeschichte eine *Risikogesichte*: unvorhersehbare Ereignisse können das Leben nachhaltig beeinflussen und lassen sich nur mit hohem Energieaufwand bewältigen; dieses Phänomen nennen Riemann und Schütze (1991) »heteronome Einflüsse« im Lebenszyklus. Zu diesen nicht antizipierbaren Faktoren ist das plötzliche Auftauchen einer Krankheit zu zählen – ein Aspekt, der fatale Konsequenzen haben kann. Frau D., die sich selbst in moderner Terminologie als »Karrierefrau« beschreibt, sah sich durch die Krankheit ihres Mannes gezwungen, ihre Pläne zu ändern. Sie hatte keinerlei Intention, nach Surinam zurückzukehren; sie war in 15 Jahren nur einmal zu Besuch dort gewesen; viele Verwandten wohnten mittlerweile in den Niederlanden (heute ist die Zahl der Surinamischen Niederländer fast ebenso hoch wie die der Einwohner Surinams). Frau D. war dennoch bereit, ihre Karriere dem Zusammenhalt der Familie zu opfern und ihrem Ehemann und den Kindern zu folgen. Zwar war diese Auswanderung als endgültige geplant, aber Frau D. schuf kurze Zeit nach ihrer Übersiedlung nach Paramaribo die Voraussetzungen für eine Rückkehr in die Niederlande indem sie bei einem Besuch nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Kinder erneut ins Register des Einwohnermeldeamtes eintrug. Sie hatte ihren niederländischen Paß behalten, während ihr Mann einen surinamischen Paß erhielt und die drei Kinder staatenlos waren. Bewußt oder unbewußt konnte sie damit der Zwangsjacke der eindimensionalen nationalen Definition entfliehen; dieser Akt gut überlegten Alltagspragmatismus hat ihr letztendlich Vorteile verschafft: sie konnte erreichen, daß das Einfügen in ihr Schicksal nicht ihre gesamte Zukunft verbaute.

Die Zeit von 1985-1990 kann als *Wendezeit* im Leben von Frau D. gesehen werden, eine Periode an dessen Ende sie eine Entscheidung traf, bei der ihre eigenen Bedürfnisse deutlich stärker im Vordergrund standen, als jemals zuvor in ihrem Leben. Vieles gefiel ihr nicht in Surinam, besonders unangenehm fand sie die Hierarchie und die Atmosphäre in ihrer Abteilung im Krankenhaus; sie bekam die versprochene Funktion nicht, und sie entbehrte die gewohnte Anerkennung ihrer Arbeit. In gewisser Weise führte ihr Habitus zu Konflikten. Dazu kamen die Integrationsschwierigkeiten ihrer jüngsten Tochter Sangeeta und die Einsicht, daß die Bildungschancen ihrer Kinder in den Niederlanden besser seien. Sie entschloß sich zur Remigration. Nachdem sie, wie sie sagt, jahrelang ihrem Mann »hinterhergetrottet« war, entschied sie, daß sich ihre Wege trennen müßten, sei es auch nur vorläufig. »Es wurde mir klar, daß er dort glücklich ist und ich bin hier glücklich.« Auch hat sie die üblicherweise negativen sozialen Folgen dieser Entscheidung auf ein Minimum reduzieren können, indem sie sich nicht etwa scheiden ließ, sondern mit ihrem Mann weiterhin engen Kontakt unterhält und eine Rückkehr zu ihm nach ihrer Pensionierung plant.

Eine Scheidung hätte vermutlich zu sozialer Isolation innerhalb der hindustanischen Gemeinschaft geführt; so aber hat sie sich mehr sozialen Spielraum geschaffen als sie in jedem möglichen anderen Setting hätte erwerben können. Zudem wurde die Gesundheitskrise ihres Mannes und deren Folgen auch zum reflexiven Auslöser ihrer ehelichen Beziehung.

Drittens symbolisiert diese Lebensgeschichte keine ›Wahlbiographie‹, eher eine *Zick-Zack-Biographie*, das Leben auf einer Achse, auf der zu balancieren einem Drahtseilakt gleichkommt. In der Zick-Zack-Biographie sind Menschen ständig damit beschäftigt, auf heteronome Einflüsse zu reagieren, ohne daß ihnen das notwendige Rezeptwissen zur Bewältigung ihrer Fragen zur Verfügung steht. Als biographisches Handlungsmuster bildet sich hier eher ein trial and error-Muster heraus, das aber mit ständigem Zweifel verbunden ist, und mit der Zunahme von Gegensätzen und Dissens. Duale (nationale) Orientierungsmuster, wie sie oft bei MigrantInnen unterstellt werden, versagen hier als Handlungsgrammatik. Einen Ausweg bieten lediglich Selbst-Reflexivität und die Fähigkeit, Zweifel zu ertragen, biographisch zu integrieren. MigrantInnen als Pionieren neuer biographischer Bewältigungsstile?

Literatur

- Beck, Ulrich 1986, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.
- Beck, Ulrich 1996, Ohne Ich kein Wir. In: *Die Zeit*, 35: 10.
- Chamberlain, Mary 1994, Family and identity: Barbadian migrants to Britain. In: R. Benmayor & A. Skotnes (Hg.) *Migration and identity. Yearbook of oral history and life stories*, Oxford: 119-136.
- Haleber, Ron 1989 (Hg.), *Rushdie-effecten*. Amsterdam.
- Leiprecht, Rudolf und Helma Lutz 1996, *The Dutch Way: Mythos und Realität in der interkulturellen Pädagogik in den Niederlanden*. In: Georg Auernheimer und Peter Gstettner (Hg.) *Jahrbuch für Pädagogik*, Frankfurt a.M. & New York: 239-262.
- Lutz, Helma 1994, Ik maak geen ruzie en ik ga netjes. *Surinaamse moeders en dochters in Nederland*. In *Lover*, Amsterdam (21) 2: 53-55.
- dies. 1995a, Die multikulturelle Gesellschaft. Das Beispiel Niederlande. In: *Informationsdienst zur Ausländerarbeit*, 1, Frankfurt a.M.: 32-37.
- dies. 1995b, The legacy of migration. Immigrant mothers and daughters and the process of intergenerational transmission. In *COMENIUS*, (15) 3, 1995, Utrecht: 304-317.
- dies. 1997, Meine Töchter werden es schon schaffen. Immigrantinnen und ihre Töchter in den Niederlanden. In: Ursula Apitzsch u.a.(Hg.) *Migration und Traditionsbildung aus biographischer Perspektive*, Frankfurt a.M., im Druck.
- Riemann, Gerhard & Fritz Schütze 1991, Trajectory as basic theoretical concept for suffering and disorderly social processes. In: D. Maines (Hg.) *Social organisation and social process. Essays in the honour of Anselm Strauss*. New York: 333-357.

Dr. Helma Lutz, Bilderdijkkade 65A, 1053 Amsterdam, Niederlande